



Rüdiger Safranski
Schiller oder Die Erfindung
des Deutschen Idealismus
Carl Hanser Verlag
München 2004
ISBN 3-446-20548-9

Textauszug
S. 11-15, 490-498

Rüdiger Safranski

Friedrich Schiller

oder

Die Erfindung des
Deutschen Idealismus

Carl Hanser Verlag

Für Gisela Maria Nicklaus,
die sich dieses Buch gewünscht hat

Prolog

11

Erstes Kapitel

Herkommen. Der sagenhafte Vetter. Abenteuer des Vaters. Die Idylle von Lorch. Der Stock. Den Vater achten und überbieten. Der Mutter Leid.

Rokoko in

Ludwigsburg. Lebensgaloppade des Herzogs. »Bist du närrisch geworden, Fritz?«

16

Zweites Kapitel

Väterliche und mütterliche Frömmigkeit. Der kleine Prediger. Karlsschule. Der Herzog erzieht. Der Knabe und die Macht. Scharffenstein: der ideale und der wirkliche Freund. Klopstock. Schillers erste Gedichte: Lesefrüchte. Den Träumen der Jugend treu.

30

Drittes Kapitel

Das Jahr 1776. Veränderungen des Ortes und der Zeit. Der Geist des Sturm und Drang. Herder und die Folgen. Eine Jahresfeier an der Karlsschule. Die große Ermunterung: Abels Rede über das Genie. Shakespeare lesen.

44

Viertes Kapitel

Popularphilosophie. Die anthropologische Wende. Die Karriere des Empirismus. Im »Audienzsaal des Geistes« das Leben zur Sprache bringen: Shaftesbury, Rousseau, Herder. Schiller zwischen den Fronten. Schiller lernt bei Ferguson und Garve: »Das Haupt ist nicht geöffnet worden.«

61

Fünftes Kapitel

Entscheidung für die Medizin. Über den Grenzverkehr zwischen Körper und Seele. Schillers Dissertationen. Das kosmische Mandat der Liebe. Die »große Kette der Wesen«. Rätselhafter Übergang von Materie in Geist. Neurophysiologische Irrgänge. Wie frei ist das Gehirn? Der Lichtstrahl der Aufmerksamkeit. Trübe Stimmungen. Affäre Grammont. Streicher sieht Schiller.

78

Sechstes Kapitel

Schillers Rückblick auf die »Räuber«-Zeit. Schubart der Märtyrer. Empörung und Erfahrungsarmut. Räuberwelten und »Die Räuber«: - Experimentalanordnung für philosophische Ideen und extreme Charaktere. Ideen-Theater und Affekterregungskunst. Auch die Schönheit muß sterben. Glückliche Augenblicke unter dem Theaterhimmel.

100

Siebtens Kapitel

Als Militärarzt in Stuttgart. Verzweifelte Kraftmeierei. Die poetische und die wirkliche Laura. Schwäbische Literaturfehde. Aufführung der »Räuber«. Stuttgarter Misere. Flucht nach Mannheim.

121

Achtes Kapitel

Mannheim. Das neue Leben. Ermutigung zum Mut. Mißlungene Lesung des »Fiesko«. Enthusiasmus und Kälte. Entstehung des Stückes. Maskenspiele der Verschwörung. Offenes Ende. Unvorhersehbarkeit der Freiheit. Flucht aus Mannheim. Verzweiflung in Frankfurt. Oggersheim. Streicher spielt Klavier. Auf dem Weg nach Bauerbach.

142

Neuntes Kapitel

Freundschaft mit Reinwald. Vexierbriefe. Werben um Charlotte von Wolzogen. Rückruf nach Mannheim. »Kabale und Liebe«. Die Liebesphilosophie auf dem Prüfstand. Die soziale Maschine des Bösen.

162

Zehntes Kapitel

Zurück nach Mannheim. Kabale am Theater. Politische Verdächtigung. Die Kündigung. Der gekündigte Theaterautor kämpft für die Gerichtsbarkeit der Bühne. Der »unglückliche Hang zum Vergrößern«. Schuldenmisere. Der Brief aus Leipzig. Vorgefühl der großen Freundschaft. Charlotte von Kalb.

183

Elftes Kapitel

Nach Leipzig. Körner. Huber. »Rheinische Thalia«. Enthusiasmus der Freundschaft. »Seid umschlungen...«. Der philosophische Briefroman. Noch einmal die Philosophie der Liebe. Kälteschock des Materialismus. Der Enthusiasmus lernt Realismus. Sich neu gebären.

208

Zwölftes Kapitel

Entstehung des »Don Karlos«. Handlungshemmung und Menschheitspathos. Die Karriere des Marquis Posa. Zögern vor dem großen Auftritt. Wechsel zum Roman »Der Geisterseher«. Von der Verschwörung von Links zur Verschwörung von Rechts. Verschwörer, Geheimbünde und Charismatiker. Der Marquis Posa und die Dialektik der Aufklärung.

229

Dreizehntes Kapitel

Angebot aus Hamburg. Liebeskomödie. Abschied von den Freunden. Weimar: die berühmte Schneckenhauswelt. Die Weimarer Götter. Wieland, Herder und die anderen. Zum ersten Mal Kant. »Der Abfall der Niederlande«. Warum Geschichte?

258

Vierzehntes Kapitel

Die Anfechtungen eines Künstlers. Risiken der Einbildungskraft. Selbstermunterung. Der Traum der Antike. »Die Götter Griechenlandes«. Das wiedergewonnene Selbstbewußtsein: »Die Künstler«. Der verliebte Sommer in Rudolstadt. Die Schwestern Charlotte und Karoline. Vorspiel mit Goethe.

280

Fünfzehntes Kapitel

Jena. Die Stadt und ihr Geist. Burschenherrlichkeiten. Der große Auftritt: die Antrittsvorlesung. Optimistische Geschichtsphilosophie und ihr Widerruf

im »Geisterseher«. Teleologie als ob. Versiegelte Botschaften. »Die Sendung Moses«. Die Erfindung des Monotheismus. Das Nichts hinter dem »Verschleierten Bild zu Sais«. Nach der Entzauberung: die ästhetische Religion.

306

Sechzehntes Kapitel

Revolution als gegenwärtiger Mythos. Schillers Vorsicht. »Ob die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet?« In der Haselnußschale auf dem Menschenozean. Völkerfrühling und Liebesfrühling. Verlobung. Heirat. Überfluß von Ideen. Die eifersüchtige Charlotte von Kalb. Wie aktuell ist der »Dreißigjährige Krieg«? Schiller: der deutsche Plutarch. Hochgefühle. Zusammenbruch. Todesnähe. Auferstehung.

327

Siebzehntes Kapitel

Leben mit der Krankheit. Entscheidung für Kunst und Kant. Die »Revolution der Denkungsart«. Über Kant hinaus. »Kallias«-Briefe. »Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung«. Das ästhetische Fest der Freiheit. Die Schrecken der Revolution. Mainzer Republik. Forster. Hubers Verwicklungen. Das Ethos des Dichters. »Anmut und Würde«. Kant korrigieren. Die schöne Seele. Goethes Ärger über »gewisse Stellen«.

346

Achtzehntes Kapitel

Das Erhabene und die Krankheit. Die Reise nach Schwaben. Der erste Besuch Hölderlins. Der alte Herodes stirbt. Danneckers Büste. Pläne mit Cotta. Rückkehr nach Jena. Fichtes Revolution. Die neue Lust, ein Ich zu sein. Schicksale des Ichs. Jenaer Romantik. Goethe und Schiller nähern sich einander.

373

Neunzehntes Kapitel

Goethe und Schiller: »Glückliches Ereignis«. Schmelzende und energische Schönheit. »Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes«. Was auf dem Spiel steht. Goethe und Schiller, naiv und sentimentalisch. Der Kentaur.

402

Zwanzigstes Kapitel

»Horen«-Auftritt. Ärger mit den Schlegels. Romantische Opposition. Revierkämpfe mit Fichte. Hölderlins Liebe und Schmerz. Leitmedium Literatur.

Die streitlustigen Dioskuren. Die »Xenien«. Ans Werk.

422

Einundzwanzigstes Kapitel

Angst vor Wallenstein. Aufschub. Mitwirken an Goethes »Wilhelm Meister«. Warum es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe. Lob der Undeutlichkeit. Warum nur die Philosophie das Philosophieren unschädlich machen kann. Wallenstein und der dreifache Wille zur Macht.

*Machtmensch und Möglichkeitsmensch. Rituale der Freundschaft: Goethe,
Humboldt.
Abschied von Jena.
444*

*Zweiundzwanzigstes Kapitel
Rückkehr nach Weimar. Theaterleben. Männerphantasien über schöne
Seelen: Maria Stuart oder die schuldige Unschuld. Schillers Glaube.
Johanna von Orleans Magie und der große Magnetiseur Napoleon.
Volkstümliches, Romantisches. Der Sturz aus der Begeisterung. Die Braut
von Messina oder das antike Schicksal. Ans Publikum denken.
471*

*Dreiundzwanzigstes Kapitel
Der Tell-Stoff. Wie Goethe ihn an Schiller abtritt. Schillers
Kulturpatriotismus. »Deutsche Größe«.
Lob der Langsamkeit. »Wilhelm Tell«, das Festspiel der Freiheit.
Aus der bedrohten Idylle in die Geschichte und wieder zurück. Konservative
Revolution. Tyrannenmord. Brutus oder der heilige Drachentöter.
Volkstümlichkeit. Kotzebue oder die vorweggenommene
Satire auf die Schillerfeiern.
490*

*Vierundzwanzigstes Kapitel
Schillers Adel. Fernweh. Wenn die Freiheit Segel setzt. Die raumgreifende -
Madame de Staël. Reise nach Berlin. Aus aufgegebenen Werken.
Weltumrundung. Demetrius. Die Macht aus dem Nichts.
Das Hochstaplermotiv. Schillers Felix Krull. Das Betriebsgeheimnis der
Kunst. Das Ende.
508*

*Zeittafel
529*

*Literatur
540*

*Nachweis der Zitate
548*

*Register der Werke Schillers
553*

*Personenregister
555*

Prolog

Nach Schillers Tod am 9. Mai 1805 wurde die Leiche obduziert. Man fand die Lunge »brandig, breiartig und ganz desorganisiert«, das Herz »ohne Muskelsubstanz«, die Gallenblase und die Milz unnatürlich vergrößert, die Nieren »in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen«. Doktor Huschke, der Leibmedicus des Weimarer Herzogs, fügte dem Obduktionsbefund den lapidaren Satz hinzu: »Bei diesen Umständen muß man sich wundern, wie der arme Mann so lange hat leben können«. Hatte nicht Schiller selbst davon gesprochen, daß es der Geist sei, der sich seinen Körper baut? Ihm war das offenbar gelungen. Sein schöpferischer Enthusiasmus hielt ihn am Leben über das Verfallsdatum des Körpers hinaus. Heinrich Voß, Schillers Sterbebegleiter, notierte: »Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte«.

Aus dem Obduktionsbefund läßt sich die erste Definition von Schillers Idealismus ablesen: Idealismus ist, wenn man mit der Kraft der Begeisterung

länger lebt, als es der Körper erlaubt. Es ist der Triumph eines erleuchteten, eines hellen Willens.

Bei Schiller war der Wille das Organ der Freiheit. Die Frage, ob es einen freien Willen geben könne, beantwortete er eindeutig: Wie sollte er nicht frei sein dieser Wille, da jeder Augenblick einen Horizont von ergreifbaren Möglichkeiten eröffnet. Man hat zwar stets begrenzte aber unerschöpfliche Möglichkeiten vor sich. Insofern ist Freiheit offene Zeit.

Doch es geht nicht nur um die Wahl zwischen Möglichkeiten, noch entscheidender ist der schöpferische Aspekt der Freiheit. Man kann auf Dinge, Menschen und auf sich selbst einwirken nach Maßgabe von Ideen, Absichten, Konzepten. Die schöpferische Freiheit bringt etwas in die Welt, das es ohne sie nicht geben würde, sie ist immer auch eine *creatio ex nihilo*. Sie ist auch die Kraft der Vernichtung, ebenso kann sie den üblen Wirkungen widerstehen, zum Beispiel den Schmerzattacken des Körpers. Schiller hatte ein kombattantes Verhältnis zur Natur, auch der eigenen. Der Körper ist dein Attentäter! Darum erklärte Schiller, daß wir unsern *physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes* (V, 502) zu betrachten hätten.

Damit konnte sich sein großer Antipode und Freund Goethe nicht anfreunden. Er nannte das Schillers »Evangelium der Freiheit« und meinte, er seinerseits »wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen«.

Das wiederum erschien Schiller abwegig. Ihm war die Natur mächtig genug, sie braucht keinen Beistand; beistehen sollte man den bedrohten Rechten des Geistes und die Macht der Freiheit sichern. Das Abenteuer der Freiheit war Schillers Leidenschaft, und deshalb wurde er zu einem Sartre des späten 18. Jahrhunderts. Schillers Idealismus besteht in der Überzeugung, daß es möglich ist, die Dinge zu beherrschen statt sich von ihnen beherrschen zu lassen. Wie Sartre erklärt er: es kommt darauf an, etwas aus dem zu machen, wozu man gemacht wurde.

Die ihn näher kannten, berichten übereinstimmend, daß Schiller fast immer angespannt, tätig, konzentriert gewesen sei, neugierig und hellwach bis zum Mißtrauen. »Das Wirkliche«, erzählt seine Frau Charlotte, »machte einen ängstlichen Eindruck auf ihn«. Anders als Goethe besaß Schiller kein ruhiges und gelassenes Weltvertrauen. Er fühlte sich von keiner gnädigen Natur getragen. Alles muß man selbst machen! So wurde er zu einem Athleten des Willens, im Leben und im Werk.

Am Anfang die Misere? So schlecht aber geht es ihm nicht. Eine liebevolle Mutter, ein zumeist abwesender Vater. Kleinbürgerliche, nicht elende Verhältnisse. Die Welt der Kindheit ist fast idyllisch. Dann aber gerät

er an der Karlsschule in die Gewalt eines oft tyrannischen Herzogs. Den wirklichen Vater liebt er, den Landesherrn aber, der wie ein Vater ihn bis in den Schlafsaal verfolgt, fürchtet er – bis er gegen ihn rebelliert. Ein häufig krankes Kind, zu schnell gewachsen, pickelig, steif, unbeholfen. Seinen Körper bewohnt er nicht. In der Schuluniform sieht er aus wie eine Vogelscheuche. Das Äußere, in dem er steckt, mag er nicht. Es regt sich etwas in ihm und stößt überall an. Er fühlt sich ins Dasein geworfen, er antwortet mit Entwürfen, immer hat er irgendwelche Projekte, nur so läßt sich das Leben ertragen. Oft ist er gehemmt, seine Bewegungen stocken, dann plötzlich löst er sich und redet, schnell, unabsehbar, überfließend. Wer ihm zuhört, weiß bald nicht mehr, wo ihm der Kopf steht.

Schillers Enthusiasmus erwächst aus dem Lebensekel, den es immer wieder zu überwinden gilt und dem er in seinen »Räubern« kraftvollen Ausdruck geben wird. In diesem genialischen Stück, das wie ein Naturereignis in die deutsche Theaterlandschaft einbricht, verfolgt Schiller die Spur zum Ursprung des Bösen: er entdeckt den Skandal der Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit einer Natur, die den einen bevorzugt, den anderen benachteiligt. Man ist in schlimme Zufälle verwickelt, es gibt gute Gründe, dem Leben zu mißtrauen. So könnte ein giftiges Ressentiment entstehen. Dem schöpferischen Leben zuliebe kämpft Schiller dagegen an. Sein Enthusiasmus für die Freiheit hat deshalb auch die Bedeutung einer selbstverordneten Entgiftungskur. Schiller wird sie besonders nötig haben in der Begegnung mit Goethe. Die Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft mit Goethe – ein Glücksfall und Glanzpunkt der deutschen Kulturgeschichte – war nur möglich, weil Schiller sich zu der Einsicht durchrang, *daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe* (an Goethe, 2. Juli 1796).

Schiller hat ohne Scheu vor dem Kurzschluß zwischen Person und Menschheit die Liebe zur Weltmacht erklärt. Als junger Mann entwickelte er eine Philosophie der Liebe, die das altehrwürdige kosmophile Thema von der ›Großen Kette der Wesen‹ fortschreibt. Schiller war ein Meister der Autosuggestion, er konnte sich selbst steigern und hineinsteigern in dieses: *Seid umschlungen, Millionen...* (I, 133). Doch konnte er sich auch wieder herunterkühlen bis zur nihilistischen Schreckensstarre. Er kannte den Abgrund von Sinnlosigkeit, weshalb in seinen Visionen der Menschheitsverbrüderung immer auch ein protestantisches ›Trotz alledem‹ zu spüren ist. Es gibt die Schillersche Wette: das wollen wir doch einmal sehen, wer wen über den Tisch zieht, der Geist den Körper oder der Körper den Geist!

Schiller wird beweisen wollen, daß es nicht nur ein Schicksal gibt, das man erleidet, sondern auch eines, das man selbst ist. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die eigene Schicksalsmächtigkeit anziehend und ansteckend wirkt. Daher seine Begabung für die Freundschaft, daher sein Charisma. Sogar Goethe ließ sich von Schillers Enthusiasmus mitreißen. Schließlich hat Schiller eine ganze Epoche in Schwung gebracht. Diese Beschwingtheit und was daraus wurde, besonders auf dem Felde der Philosophie, hat man später »Deutscher Idealismus« genannt, und Beethoven hat sie in Töne gesetzt: *Freude, schöner Götterfunken...* (I, 133).

Zu schildern ist, wie Schiller an sich selbst gearbeitet hat, ein Leben als Drama und Inszenierung. Als er berühmt war, wurde er zur öffentlichen Seele. Seine Krisen, Umwandlungen und Verwandlungen geschahen vor den Augen eines Publikums, das bewundernd und staunend diesem Lebenstheater zusah. Goethe hat später die Proteus-Natur seines Freundes geradezu verkürt: »Er war ein wunderlicher großer Mensch. Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer«.

Schillers Werke sind die Spielformen dieser Lebensarbeit. Er hielt sich an den von ihm formulierten Grundsatz: *der Mensch ist... nur da ganz Mensch, wo er spielt* (V, 618). Das Spiel der Kunst ist die Epiphanie der Freiheit. Wie Nietzsche hätte auch Schiller sagen können: wir haben die Kunst, damit wir am Leben nicht zugrunde gehen.

Aus der Perspektive Schillers gewinnt der Idealismus wieder Glanz. Idealismus – daran ist nichts Veraltetes, wenn man ihn so versteht, wie ihn Schiller verstanden hat: der Freiheit eine Gasse; der Geist, der sich den Körper baut. So war Schiller auch ein großer Anreger der Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts. Er ist maßgeblich beteiligt an den epochalen philosophischen Ereignissen zwischen Kant und Hegel. Es wird davon zu erzählen sein, wie Schiller mitwirkte bei der Erfindung des Deutschen Idealismus; wie er zusammen mit Goethe zum Zentralgestirn des deutschen Geisteslebens werden konnte. Schiller – ein Kraftwerk der Anregungen auch für seine Gegner. Die Romantiker haben die Abgrenzung von ihm gebraucht, um sich selbst zu finden. Indem sie von ihm loskommen wollen, werden sie ihn nicht los.

So kommt es zur großen Oper des Geistes: in einem historischen Augenblick beispielloser schöpferischer Dichte stehen sie alle auf derselben Bühne, Goethe, Herder, Wieland, Moritz, Novalis, Hölderlin, Schelling, die Schlegels, Fichte, Hegel, Tieck – in ihrer Mitte Schiller, der Meister des Glasperlenspiels.

Schiller hat Epoche gemacht und deshalb gelangt man auf seiner Spur in die Biographie der Epoche von Klassik und Romantik. Im Hintergrund das politische Drama, das mit der Französischen Revolution beginnt.

Die Deutschen, sagte Heinrich Heine einmal, hätten nur im »Luftreich des Traumes« ihre Revolution gemacht.

Vielleicht war der Idealismus ein Traum. Und die wirkliche Revolution? Vielleicht war sie ein schlechter Traum. Schiller, als er mit fünf Jahren Verspätung 1798 das Diplom der französischen Ehrenbürgerschaft in die Hände bekam mit den Unterschriften von Danton und all den anderen, die schon längst enthauptet waren, verständigte sich mit Goethe auf die Formel, man habe ihm ein Bürgerrecht zugesandt »aus dem Reiche der Toten« (3. März 1798).

Mit Schiller gelangt man in das andere Schattenreich der Vergangenheit: in das unvergeßliche goldene Zeitalter des deutschen Geistes. Es sind Wunderjahre, die einem helfen, den Sinn für die wirklich wichtigen, für die geistvollen Dinge des Lebens zu bewahren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Tell-Stoff. Wie Goethe ihn an Schiller abtritt. Schillers Kulturpatriotismus. »Deutsche Größe«. Lob der Langsamkeit. »Wilhelm Tell«, das Festspiel der Freiheit. Aus der bedrohten Idylle in die Geschichte und wieder zurück. Konservative Revolution. Tyrannenmord. Brutus oder der heilige Drachentöter. Volkstümlichkeit. Kotzebue oder die vorweggenommene Satire auf die Schillerfeiern.

Schiller lag schon mehrmals auf den Tod krank darnieder. Die Stimmung des Abschieds, auch eines letzten, war ihm vertraut. Zu Christiane von Wurmb, einer entfernten Verwandten Lottes, die für einige Zeit bei den Schillers wohnte, sagte er bei einem Gespräch am Teetisch: »Die ganze Weisheit des Menschen sollte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte.«

Diese Bemerkung machte er kurz nach dem Besuch bei Körners im Herbst 1801. Schiller ahnte, daß dies wohl das letzte Wiedersehen sein

würde. Die Familie Schiller war zusammen mit der Schwägerin Karoline von Wolzogen für einen Monat zu Gast im Hause am Loschwitzer Weinberg, dort wo Schiller das freundschaftstrunkene und weinselige Lied »An die Freude« gedichtet hatte. Alles erinnerte ihn hier an eine Vergangenheit voller Aufbruch, Hoffnung und Erwartung. Den kleinen Gartensaal nannte er gerührt die *Wiege des Karlos*. Auf die Freunde wirkte er in diesen Wochen unternehmungslustig aber auch elegisch, er war zugleich heiter und melancholisch; überblickte mit Stolz und Genugtuung die zurückgelegte Wegstrecke seines Lebens, er wußte, daß er einiges erreicht hat; doch es drängt ihn weiter, er ist mit sich noch nicht am Ende. Die Erinnerung an die Zeit der Erwartungen beflügelt neue Erwartungen. Er spricht viel von seinen Plänen. Von der »Braut von Messina« ist die Rede. »Wir fragten oft,« erzählt Karoline, »ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden«. Schiller ist inzwischen berühmt, und durch die zahllosen Bildnisse, die zirkulieren, ist er zur öffentlichen Person geworden, die überall Neugierige und Bewunderer anzieht. Sie pilgern auch zu dem Weinberg vor den Toren von Dresden, wo Schiller in heiterer Runde Freunde sowie gebetene und ungebetene Gäste um sich versammelt. Wahrscheinlich geschah es dort, daß er auch über Wilhelm Tell sprach, denn von Dresden aus verbreitete sich das Gerücht, er arbeite an einem Stück über den Schweizer Nationalhelden. Zu diesem Zeitpunkt hatte Schiller den Plan zu diesem Stück noch gar nicht gefaßt. Das Gerücht hielt sich aber so hartnäckig, daß er nach einigen Monaten an Cotta schrieb, er habe schon *so oft das falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeite, daß ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam worden bin, und das Chronicum Helveticum von Tschudi studierte. Dies hat mich so sehr angezogen, daß ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen* (16. März 1802).

Doch es war nicht nur das Gerücht, daß er an dem Stück schreibe, was ihn dazu brachte, es auch wirklich zu schreiben. Zuerst Lotte und dann Goethe hatten ihn auf den Stoff aufmerksam gemacht. Lotte hatte Johannes von Müllers »Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft« gelesen und am 25. März 1789 dem Freund geschrieben: »Die Geschichte freier Menschen ist gewiß doppelt interessant, weil sie mit mehr Wärme für ihre Verfassung streiten. Es ist so ein eigener Ton darin«.

Schiller aber war einstweilen noch zu sehr abgelenkt von seinen Helden des Flachlandes – er schrieb gerade an seiner niederländischen Geschichte – und mochte sich noch nicht auf die Helden der Berge einlassen, denen er erstaunliche *Kraft*, aber nicht eigentlich menschliche *Größe* (an

Lotte, 26. März 1789) zubilligte. Jahre später hatte ihm Goethe am 14. Oktober 1797 von seiner Schweizer Reise geschrieben, es habe sich ein poetischer Stoff hervor getan, »der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel von Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte«. Goethe wollte die Tell-Geschichte aus den Sitten und Gebräuchen und aus dem Boden dieser urtümlichen Landschaft hervorzunehmen lassen. In seinem Brief schildert er Land und Leute, um dies »höchst bedeutende Local« anschaulich zu machen. Das gelingt ihm so gut, daß Schillers Einbildungskraft sofort Feuer fängt, zwar noch nicht für ein eigenes Werk, doch im Geiste der gemeinsamen allmählichen Verfertigung von Ideen. Die »Symposie«, wovon die Romantiker meist nur schwärmten – zwischen Goethe und Schiller fand sie wirklich statt.

Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, antwortet Schiller am 20. Oktober 1797, *aus der bedeutenden Enge des Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen... Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Ferne sich auftut*. Er freute sich auf Goethes Rückkehr, dann könne man sich gründlich über dieses Thema austauschen. Tatsächlich wurde zwischen den beiden im folgenden Jahr viel über den Tell-Stoff gesprochen. Goethe hielt noch eine Weile lang an seinem Plan fest, schob aber die Ausführung immer weiter hinaus. Schiller war neugierig, er konnte nicht genug davon hören. Irgendwann zwischen dem Herbst 1801 und dem Frühjahr 1802 gab Goethe dann den Stoff frei. Schiller durfte nun versuchen, ob es ihm gelänge, zwischen den hohen Bergen, die er nie gesehen, eine Durchsicht in freie Fernen, in die *Weite des Menschengeschlechts* zu öffnen. Später erinnert sich Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann: »Von allem diesen erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andre Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der dann darauf sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb« (6. Mai 1827).

Im Februar 1802 begann Schiller mit den Vorarbeiten; der Tell, schreibt er am 10. März 1802 an Goethe, ziehe ihn *mit einer Kraft und Innigkeit* an, wie es ihm schon lange nicht mehr begegnet sei. Er unterbricht für einige Monate, um die »Braut von Messina« fertig zu stellen, kehrt im Frühjahr 1803 wieder zum Tell zurück und beginnt mit der endgültigen

Niederschrift im August 1803. *Im Tell leb' ich und web' ich jetzt*, heißt es in einem Brief an Iffland vom 9. November 1803. Er erwägt sogar eine Reise in die Schweiz, um die Originalschauplätze zu besuchen, verzichtet jedoch darauf aus gesundheitlichen Rücksichten und auch, weil er das Gefühl hat, daß seine imaginierte Schweiz den *genius loci* hinreichend anschaulich macht, worin ihn Goethe bestärkte.

Als Schiller am »Tell« zu arbeiten beginnt, hat die Schweiz soeben ihre äußere und zum Teil auch ihre innere Freiheit verloren. Das Land war Schlachtfeld gewesen im zweiten Koalitionskrieg zwischen Frankreich und Rußland/Österreich. Napoleon hatte 1799 das Land besetzt, den Staatsschatz in Bern geraubt, die alte Kantonalverfassung beseitigt und eine willfährige Regierung eingesetzt. In den Urkantonen, die schon in der Tell-Geschichte eine rühmliche Rolle gespielt hatten, war auch diesmal der Widerstand gegen die französische Herrschaft besonders hartnäckig. Allerdings fand die französische Politik auch einigen Anklang, weil patrizische Vorrechte zugunsten bürgerlicher Zivilrechte beseitigt wurden. Trotzdem hielten der Gebietsverlust und die drückenden Abgaben an Frankreich den Widerstandswillen und die Empörung wach. Der verletzte Stolz der Eidgenossenschaft in der von Napoleon oktroyierten »Helvetischen Republik« fand Linderung in der Erinnerung an die heroische Geschichte der Befreiung von Habsburg und dem Reich. Und so konnte der Tell-Mythos wieder Popularität gewinnen über die Schweiz hinaus auch in Deutschland, wo sich ein Freiheitswille gegen die französische Vorherrschaft zu rühren begann; denn der westliche Teil war direkt von Napoleon beherrscht, der südliche Teil litt unter dem Krieg, und im noch neutralen nördlichen Teil hatte man Angst, in den Krieg hineingezogen zu werden. Es war eine unübersichtliche Situation, weil man noch nicht genau wußte, was man von Napoleon zu halten hatte. Die einen sahen in ihm immer noch den Revolutionär und fürchteten ihn deshalb oder hofften auf ihn, je nachdem. Für andere war er nur noch der Tyrann. Erst allmählich zeichnet sich die künftige Front der antinapoleonischen Befreiungskriege ab, wo dann politisches Freiheitsverlangen und Patriotismus im Bündnis mit den Kräften der Tradition gegen die napoleonische Fremdherrschaft kämpfen werden. In diesen Zusammenhang der Herausbildung einer zugleich revolutionären und konservativen Bewegung gehört der erneuerte Tell-Mythos am Anfang des 19. Jahrhunderts. So hat ihn Schiller vorgefunden, und in seinem Geiste läßt er Stauffacher in seiner großen Rede beim Rütlichschwur sprechen: *Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht, / Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, / Wenn unerträglich wird die Last – greift er / Hinauf getrosten*

Mutes in den Himmel / Und holt herunter seine ewgen Rechte, / Die droben hangen unveräußerlich / Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst – / Der alte Urstand der Natur kehrt wieder (Vers 1274–1281; II, 959).

Beseitigung der Tyrannei und Verwirklichung der naturrechtlich begründeten politischen Freiheit waren auch die Forderungen der Französischen Revolution. Aber waren Tell und die Verschworenen des Rütli-Bundes wirklich Revolutionäre? Waren sie vielleicht sogar Jakobiner wie sie im Buche stehen? Man konnte das Stück als ein Revolutionsdrama verstehen, und es wurde auch teilweise, besonders von offiziell politischer Seite, so verstanden. Es hat deshalb nicht an Versuchen gefehlt, Aufführungen des Stückes zu verhindern oder zu entschärfen. Es dauerte mehr als ein halbes Jahrhundert, bis »Wilhelm Tell« unverstümmelt auf der Bühne erscheinen konnte. Bei der Uraufführung in Weimar unterblieben die Anspielungen auf das Haus Habsburg, in Wien durfte das Stück vorerst überhaupt nicht gespielt werden, und in Berlin strich Iffland vorsorglich den ganzen fünften Akt mit der Parricida-Szene. Der Triumph des Stückes auf den deutschen Bühnen konnte dadurch nicht verhindert werden, im Gegenteil, die Schikanen erhöhten seine Sprengkraft, die sich viel später auch darin zeigte, daß Adolf Hitler die Aufführung dieses Stückes verbot.

Wie man das Stück verstand, ist die eine Sache, wie es von Schiller gemeint war, eine andere.

Schiller hatte sein Urteil über die Französische Revolution in seinen »Briefen über die ästhetische Erziehung« ausführlich dargelegt. Freiheit, Menschenrechte, Republik waren für ihn löbliche Ziele, wenn sie von Menschen angestrebt und erkämpft werden, die selbst innerlich frei sind. Er hatte Fichtes Gedanken, daß man Freiheit nur im politischen Kampf um sie erlernen kann, zurückgewiesen zugunsten seiner Idee, wonach man erst durch ästhetische Bildung und im Spiel Freiheit erlernen und verinnerlichen muß, um sie dann in der äußeren politischen Welt errichten zu können. An dieser Auffassung hielt er seitdem unbeirrt fest. Der Aufstieg Napoleons hatte ihn wegen der Magie der Macht zwar fasziniert, doch zugleich auch empört. Er sah darin seine Befürchtungen bestätigt, daß in einer Gesellschaft der Unfreien die Macht der Willkür und des Egoismus angebetet wird. Napoleon, so dachte Schiller, kann ein Abgott nur für diejenigen sein, die nicht ihre Freiheit wollen, sondern die Macht anbeten, die sie selbst nicht besitzen. Schiller verabscheute die Unterwerfungslust, die Napoleon erregte. »Zu dem Eroberer«, berichtet Karoline von Wolzogen, »hatte er nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne«. Nach dem zwischen Frankreich und Österreich am 9.

Februar 1801 geschlossenen Frieden von Lunéville, der die kontinentale Hegemonie Napoleons festschrieb und die Auflösung des alten Reiches vorbereitete, wurde Schiller von Göschen um ein Gedicht zur Feier dieses Friedens gebeten. Er lehnte ab, da *wir Deutschen eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen* und er *keine Satire auf das deutsche Reich* schreiben wolle (26. Februar 1801). Er äußerte sich dann doch zu diesem Ereignis in dem Gedicht »Der Antritt des neuen Jahrhunderts«. Dort prangert er den Frieden von Lunéville als Untergang der europäischen Freiheit an. Sie sei zur Beute der kontinentalen (Frankreich) und maritimen (England) Hegemonialmächte geworden: *Und das Band der Länder ist gehoben, / Und die alten Formen stürzen ein; / ... / Zwo gewaltge Nationen ringen / Um der Welt alleinigen Besitz, / Aller Länder Freiheit zu verschlingen, / Schwingen sie den Dreizack und den Blitz* (I, 459).

Wo ist der Freiheitswille geblieben? Frankreich, wo er vor kurzem so mächtig erwachte, ist ihm inzwischen zum Hort von Unfreiheit, von Gewalt und Eroberungswillen geworden. Als der Erbprinz Karl Friedrich von Sachsen-Weimar Anfang 1802 zu einer Bildungsreise nach Paris aufbrach, verfaßte Schiller als Abschiedsgabe ein Gedicht, das in Goethes Mittwochskränzchen nach der Melodie des populären »Rheinweinliedes« gesungen wurde: *Er reißt sich aus den väterlichen Hallen, / Aus lieben Armen los, / Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen, / Vom Raub der Länder groß* (I, 461).

Das Mittwochskränzchen hatte Goethe gegen den Trübsinn des Winters im November 1801 begründet. Alle zwei Wochen traf man sich mittwochs nach dem Theater bei Goethe zum Souper. Man vermied die Bezeichnung »Club«, weil das zu revolutionär geklungen hätte. »Kränzchen« wirkte harmlos, und so sollte das Treffen auch sein, bei dem vierzehn Auserwählte sich um den Hausherrn und Schiller versammelten. Gäste, die allen Mitgliedern genehm waren, durften dazukommen. Zu den Gästen gehörte manchmal auch der Herzog, wenn er sich bei Gänseleber, Wein und Dichtung entspannen wollte. Es ging dort ziemlich steif zu, auch wenn gesungen und geplaudert wurde. »Die Teilnehmer befinden sich weder auf Erden, noch im Himmel, noch in der Hölle, sondern in einem interessanten Mittelzustand, welcher teils peinlich, teils erfreulich ist«, so beschreibt Goethe diesen Kreis. Dort also brachte Schiller seine Verdammung des französischen Ungeistes zu Gehör, und dort gab er dem Erbprinzen gute Wünsche auf den Weg: *Daß dich der vaterländische Geist begleite, / Wenn dich das schwanke Brett / Hinüberträgt auf jene linke Seite, / Wo deutsche Treu vergeht* (I, 462). Der Erbprinz möge nur keck genug sein, um im

Herzen der Macht ihr Geheimnis zu finden. Nur in Paris könne man *in den Krater... niedersteigen, / Aus dem die Lava stieg* (I, 461). Ein anderes Gedicht, das Schiller ebenfalls im Mittwochskränzchen vortrug, behandelt »Die Antiken zu Paris«. Die französische Armee wird dargestellt als Räuber der europäischen Kunstschatze, doch die geraubten Schätze rächen sich: *Ewig werden sie ihm* (dem Franzosen) *schweigen, / Nie von den Gestellen steigen / In des Lebens frischen Reihn. / Der allein besitzt die Musen, / Der sie trägt im warmen Busen, / Dem Vandalen sind sie Stein* (I, 213). Wer die Kunst besitzen will, wird sie verlieren. Sie öffnet sich nur dem freien Sinn; das kann auch nicht anders sein, weil die Freiheit, die in der großen Politik untergeht, ihr Asyl in der Kunst gefunden hat und dort auch nur von der Freiheit und nicht von der Gewalt zum Sprechen gebracht werden kann. Schiller empfiehlt im politischen Tumult die Andacht vor dem Schönen.

Es war Schiller, der zum ersten Mal im gemütlichen Mittwochskränzchen mit großer Bestimmtheit den Gedanken der deutschen Kulturnation formulierte. Angedeutet wird er in dem Gedicht »Der Antritt des neuen Jahrhunderts«, das mit der Frage beginnt: *Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden, / Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?* und mit der Antwort endet: *In des Herzens heilig stille Räume / Mußt du fliehen aus des Lebens Drang, / Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, / Und das Schöne blüht nur im Gesang* (I, 458f.). Schiller plante, den Gedanken der deutschen Kulturnation in einem großen philosophisch-politischen Gedicht unter dem Titel »Deutsche Größe« breit zu entfalten. Er ist nicht damit fertig geworden, aber es haben sich Vorstudien erhalten, die in pointierten Formulierungen deutlich genug den anvisierten Gedankengang zeigen: *Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, ... darfer sich seines Namen rühmen und freun? ... / Ja er darfs! Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. / Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur* (I, 473f.)

In der großen Politik ist Deutschland nicht vertreten, seine *Würde* aber zeigt sich in der *Kultur*. Kultur ist haltbarer als die politische Macht, die schnell gewonnen und noch schneller verspielt wird. Wenn Kultur länger dauert, so gilt doch auch, daß es länger dauert, bis sie geschaffen ist. Und darum kommen die Deutschen als Nation verspätet in der Geschichte an. Doch aus der Verspätung läßt sich Gewinn ziehen: *endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen – und das*

langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen (I, 475). Der Nachteil der Verspätung wird zum Vorteil: man wird nicht vorzeitig durch Machtkämpfe verschlissen. Während andere sich in Tageskämpfen aufreiben, auch wenn sie von Sieg zu Sieg eilen, wird Deutschland *an dem ewigen Bau der Menschenbildung* arbeiten und dann wird sich endlich zeigen, worin der Sinn der Langsamkeit besteht: *Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit* (I, 478). Wie sollte man bei solchen Aussichten nicht daran glauben, daß es der *Weltgeist* ist, der die Deutschen *erwählt* hat für jene große Mission, Freiheit und schöne Humanität in Europa zu befördern? Schiller hat sich nicht träumen lassen, daß aus der Verspätung der Nation statt demokratischer und kultureller Reife besondere Hysterien und Ressentiments entspringen würden, daß die langsam gewachsene Kultur und Bildung nicht kräftig genug sein würden, um die Barbarei zu verhindern, und daß diese Kultur sich sogar würde instrumentalisieren lassen für die Zwecke der Barbarei.

Wir wissen nicht, warum Schiller das Gedicht »Deutsche Größe« nicht ausführte. War ihm vielleicht die deutsche Mission auch für seinen Geschmack zu grandios geraten? Erhob der Realist in ihm Einspruch gegen die allzu idealistische Vision vom Vorteil der Verspätung und der Langsamkeit? Genug, er führte das Gedicht nicht aus, er stellte diese Proklamation einer welthistorischen humanen Mission der Deutschen zurück zugunsten eines anderen hohen Liedes der Freiheit: »Wilhelm Tell«.

In dem Gedicht zum »Antritt des neuen Jahrhunderts« heißt es: *Ach umsonst auf allen Länderkarten / Spähst du nach dem seligen Gebiet, / Wo der Freiheit ewig grüner Garten, / Wo der Menschheit schöne Jugend blüht* (I, 459). Nun entdeckt er in der Bergwelt des Wilhelm Tell den *ewig grünen Garten* der Freiheit. Hier kann er zeigen, daß die wahre Revolution eine konservative ist; daß sie sich nicht der Suche nach einem neuen Menschen verdankt, sondern der Verteidigung des alten, wohlgeratenen; daß Großes entsteht, wenn das Gelungene sich wehrt gegen eine Neuerung, welche die Dinge und Menschen schlechter macht; daß die Idylle nicht idyllisch ist, sondern ihre Würde zu verteidigen weiß bis hin zum Tyrannenmord; daß der Fortschritt im Bewahren liegen kann; daß man sich verlieren kann, wenn man mit der Zeit geht. Die Lichtung, auf der die Verbündeten sich zum Rüttschwur vereinigen, ist nicht das Licht am Ende eines geschichtlichen Tunnels, sondern der stets zugängliche Ort individueller Verantwortung gemeinschaftlicher Selbstbehauptung. Der »Wilhelm Tell« vergegenwärtigt eine Freiheit, auf deren historische Stunde man nicht warten braucht, sondern die man immer schon hat, wenn man sie sich nimmt; eine Freiheit, die

weniger errungen als bewahrt und seltener von der Geschichte hervorgebracht als ihr abgetrotzt wird. In der »Deutschen Größe« hat Schiller die Langsamkeit gelobt, aber er hatte daraus eine Mission gemacht; auch Tell ist langsam, aber ohne Mission. Er ist ein Selbsthelfer. Seine Langsamkeit und Bedächtigkeit machen ihn stark und unbezwinglich, und in der stolzen Verteidigung des Alten gewinnt er seine Zukunft.

Was das Schauspiel so populär gemacht hat, ist die für den ersten Blick sinnfällige Einfachheit seines gedanklichen Aufbaus.

Nachweis der Zitate:

S. 11: *brandig, breiartig...leben konnte*: zit. n. Oellers 1996, S. 11 – *Nur bei seinem*: - Biedermann 1974, S. 369.

S. 12: *Evangelium...verkürzt wissen*: Petersen 1904, Bd. 3, S. 20. – *Das Wirkliche*: ebd., S. 64.

S. 14: *Er war*: zit. n. Wiese 1959, S. 527.

S. 490: *Die ganze*: Biedermann 1974, S. 310. – *Wir fragten*: ebd., S. 391.

S. 492: *Von allem*: Goethe MA 19 (Gespräche mit Eckermann, 6. Mai 1827), S.568.

S. 494: *Zu dem Eroberer*: Biedermann 1974, S. 411.

S. 495: *Die Teilnehmer*: Boyle 1999, Bd. 2, S. 874.